

Populismus: die verschiedenen Seiten von Phänomen und Begriff

Tagung Facetten des Populismus zum DFG-Projekt
Populismus und Faschismus, Humboldt-Universität zu
Berlin in Kooperation mit der Universität Bologna,
8.–9. Juli 2010

*Paula Diehl**

unter Mitarbeit von Lucienne Wagner und Marc Holland-Cunz

Populismus ist ein unscharfer Begriff. Oft wird er als Passepartout verwendet, um unterschiedliche Phänomene zu beschreiben. Diese problematische Unschärfe ist nicht nur einer bestimmten Theoretisierung geschuldet, sondern liegt in der Natur des Phänomens selbst. Denn Populismus verändert sich in den unterschiedlichen sozio-kulturellen Situationen und vermengt sich mit anderen politischen Phänomenen wie Faschismus, Autoritarismus, Kommunitarismus, Neo-Liberalismus und Demokratie. Betrachtet man den Umgang mit dem Faschismus-Begriff, ist die Situation nicht besser. In der Politik- und Geschichtswissenschaft werden unterschiedliche, oft stark voneinander abweichende, Auffassungen des Phänomens vertreten. Daher ist die Frage nach den Ähnlichkeiten, Unterschieden und Verwobenheiten von Populismus und Faschismus für WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen Disziplinen eine schwierige Aufgabe. Diese Frage bildet den Ausgangspunkt des Projekts *Populismus und Faschismus*, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert und an der Humboldt-Universität unter der Leitung von *Paula Diehl* in Kooperation mit *Stefano Cavazza* (Universität Bologna) von 2009 bis 2010 durchgeführt wur-

de. In diesem Rahmen fand am 8. und 9. Juli 2010 die Tagung *Facetten des Populismus* in Berlin statt. Die Tagung markiert den Übergang des deutsch-italienischen Kooperationsprojekts in den deutsch-französisch-italienischen Rahmen des Villa-Vigoni-Zentrums für europäische Exzellenz, ebenfalls mit Unterstützung der DFG. Dort werden von 2011 bis 2012 WissenschaftlerInnen aus den drei Ländern in regelmäßigen Treffen das Problem weiter diskutieren.

Den Fokus der Berliner Tagung bildeten die Fragen nach einer adäquaten Bestimmung des Populismus-Begriffs, nach den Bezügen des Populismus zu Demokratie und Faschismus sowie seiner jeweiligen Funktion innerhalb dieser Ordnungen. Dazu gehörten auch die historische Perspektive auf das Phänomen und die Untersuchung populistischer Elemente des Faschismus sowie der Blick auf Mischformen wie etwa auf den Rechtspopulismus.

Den Auftakt der Veranstaltung bildete *Herfried Münklers* (Humboldt-Universität zu Berlin) Vortrag zum Verhältnis von Populismus und Elite. Münkler kontextualisierte die Erscheinungen dieses Verhältnisses historisch. Dabei zeige sich der Populismus zunächst als Krisensymptom, das mit zerfal-

* Dr. Paula Diehl, Humboldt-Universität zu Berlin
Kontakt: paulaDiehl@gmx.com

lenden Institutionen und mit der Erosion von Autorität einhergehe. In solchen Situationen des Verfalls oder des Übergangs werden jene Eliten erst sichtbar, die sonst hinter den bestehenden Institutionen ihre Macht verbergen können. Populismus macht daher die etablierten Eliten angreifbar, indem er ihre Rolle in Frage stellt. Diese Konstellation sieht Münkler als regelmäßig wiederkehrende Erscheinung. Ähnlich argumentierte auch der französische Historiker *Philippe Foro* (Universität Toulouse III), der auf bereits im Alten Rom bestehende populistische Symptome aufmerksam machte. In jenen Krisen – oder objektiven revolutionären Situationen, wie sie Marx beschrieb – argumentiert Münkler, könnten entweder die alten Eliten durch populistische Schmeicheleien ihre Macht wiedergewinnen oder neue Eliten an ihre Stelle treten. Mitunter würde auch der bloße Vorwurf, populistisch zu handeln, zum strategischen Mittel im Kampf der Eliten. Als Beispiel dafür beschrieb Münkler, wie sich die Adelsfamilien der italienischen Städte des Hochmittelalters populistischer Strategien bedienten, um das Volk als ‚Knüppel‘ gegen konkurrierende Gruppen in Stellung zu bringen – eine Instrumentalisierung, die etwa die attische Demokratie zumindest zeitweise durch schnelle Elitenrotation einzudämmen wusste. Die Nähe des Populismus zur Demagogie würde vor allem durch die Emotionalisierung deutlich. Münkler ergänzte diese Perspektive durch einen Blick auf die Klassiker und entdeckt drei Auffassungen der Beziehung zwischen Volk und Elite, die mit dem Begriff des Populismus gelesen werden: Für Platon seien Demokratien, in denen sich das Volk nach den größten Versprechungen der Eliten, nach dem ‚Zuckerbrot‘ richte, stets populistisch, während Aristoteles diese Pathologie durch die Herrschaft der Mittleren aufgehoben sähe. Münkler kontrastierte aber auch Platon mit Sorel. Letzterer stünde einer Vereinigung von Elite und Volk im revolutionären Kampf positiv gegenüber und verweise auf die imaginäre Funktion des Volkes, während Platon eine instrumentelle Beziehung betone.

Für die Bestimmung des Populismus-Begriffs schlug *Cristóbal Rovira Kaltwasser* (Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung) ein minimales Konzept vor, das zwischen einem liberalen und einem radikalen (Laclau/Mouffe) Demokratieverständnis positioniert sei. Damit beabsichtigte Rovira Kaltwasser, die Ambivalenz des Populismus als Gefahr und Korrektiv der Demokratie theoretisch und empirisch anschlussfähig erfassen zu können. Die liberale Auffassung tendiere dazu, den Populismus als Pathologie der Demokratie und dementsprechend als negatives Phänomen zu betrachten. Aus dieser Perspektive wird vor allem in neueren Forschungen die Deprivation der sogenannten Modernisierungsverlierer für die Etablierung der populistischen Parteien verantwortlich gemacht. Dies sei aber empirisch nicht haltbar. Der radikaldemokratische Ansatz hingegen weist populistischen Bewegungen eine positive Funktion zu, indem er ihnen das Potential zuspricht, denjenigen, die vom Diskurs ausgeschlossen sind, eine Stimme zu geben und damit ihre Partizipation auszuweiten. Demokratie beinhalte daher stets ein populistisches Element, das sie wie ein ‚Schatten‘ begleite. In Anlehnung an Cas Mudde, sieht Rovira Kaltwassers minimaler Ansatz Populismus als politische Strategie beziehungsweise als poröse Ideologie (vgl. Mudde 2004). Zentrales Merkmal dieser Ideologie sei, dass sie die zunehmende Entfernung zwischen Volk und Machthabern kritisiert und deren Aufhebung fordert. Hinter dem minimalen Ansatz steht für Rovira Kaltwasser allerdings kein demokratietheoretisches Ideal, sondern eine reine Beobachtung. Deshalb sei Populismus auch nicht in Widerspruch mit dem ökonomischem Liberalismus zu bringen.

Diesem minimalen Ansatz stand ein von Paula Diehl vorgeschlagenes Modell zur Bestimmung des Populismus gegenüber, das als komplex und graduell bezeichnet wurde. Diehls Modell berücksichtigt sowohl die unterschiedlichen Ebenen des Populismus als politisches Phänomen – wie etwa die des Diskurses, der sozialen Organisation oder

der programmatischen und Entscheidungsebene – als auch die verschiedenen Intensitäten des Populismus. Kontrovers diskutiert wurde, ob politische Kommunikationsstile wie der Tony Blairs populistisch seien. Für *Marcel Lewandowsky* (Universität Bonn) ist Blairs Inszenierung typisch populistisch, während Rovira Kaltwasser Populismus zur Kategorisierung des ehemaligen britischen Premierministers für ungeeignet hält.

Die Diskussion reflektiert eine der wichtigsten methodischen Schwierigkeiten der Populismus-Forschung. Welchen Status soll der Begriff des Populismus innerhalb der Forschung bekommen? Bezeichnet Populismus eine Kategorie oder eine Eigenschaft politischer Phänomene? Dass in der Debatte auch die Beziehung zum Klientelismus problematisiert wurde, verweist auf die vielen noch ungeklärten Relationen und Übergänge des Populismus zu anderen politischen Erscheinungen. Dies wirft darüber hinaus die Frage nach der Abgrenzung zum Rechtsradikalismus beziehungsweise nach dessen Verschleierung durch den Begriff Rechtspopulismus auf. Die Frage, ob Rechtspopulismus zu Recht als Populismus bezeichnet werden kann, wurde in diesem Zusammenhang intensiv diskutiert. Während manche TagungsteilnehmerInnen den Kommunikationsstil der rechtspopulistischen Parteien als Hauptanhaltspunkt für die Bezeichnung ‚populistisch‘ sahen, entwickelte sich eine zweite gegenteilige Position. Als Begründung wurde das Argument angeführt, dass eine der wichtigsten Bedingungen für die Bestimmung des Populismus das Vorhandensein irgendeiner Art von Demokratievorstellung sei, die vor allem bei rechtsradikalen Parteien fehle.

Mit dem Rechtspopulismus beschäftigten sich Marcel Lewandowsky und *Martin Reisigl* (Universität Hamburg). Im Mittelpunkt von Lewandowskys Vortrag stand vor allem die Anwendbarkeit des Konzepts der Parteienfamilie auf den Rechtspopulismus. Können bestimmte weltanschaulich ähnliche Gruppen von Parteien unter dem Begriff Rechtspopulismus zusammengefasst wer-

den? Wenn ja, was wären dann ihre gemeinsamen Merkmale? Lewandowsky zeigte sich gegenüber der Auffassung einer ‚Parteienfamilie‘ für den Fall des Rechtspopulismus skeptisch. Denn Parteienfamilien, so sein Argument, grenzen sich durch gemeinsame Stile und Organisationsstrukturen voneinander ab, während im Fall des Populismus nur wenige ideologische Merkmale vorhanden seien. Ferner mache die Entstehungsgeschichte des Populismus – Enttraditionalisierung und Bindungsverlust, Auflösung des Blockdenkens, wachsende politische und wirtschaftliche Komplexität – eine Abgrenzung zu weiteren politischen Erscheinungen schwierig. Lewandowsky unterscheidet drei Spielarten des Rechtspopulismus: die kulturelle, die sich in Fremdenfeindlichkeit äußert, die politisch-institutionelle, welche die Elitenskepsis umfasst, sowie eine ökonomische, die auf die Gruppe der Modernisierungsverlierer abzielt. All diese Spielarten des Populismus seien nicht nur an den linken und rechten Rändern des Parteienspektrums, sondern auch in der politischen Mitte zu finden. Das Konzept der Parteienfamilie greife also zu kurz. Vielmehr sei Populismus als Anrufung des Volkes zunehmend auch ein Phänomen innerhalb der etablierten Volksparteien. Die Tendenz zu Personalisierung, Homogenisierung und Inszenierung in der massenmedialen politischen Kommunikation könne sogar eine Umbildung der Organisationsstrukturen der Parteien zur Folge haben, die den Populismus begünstigt. Es kristallisiert sich heraus, dass Populismus in diesem Sinne als ein Phänomen ohne Parteien denkbar ist, womit also zwar populistische Elemente gefunden werden können, aber der Begriff sich weniger zur Klassifikation von Parteien eignet.

Eine diskursanalytische und politolinguistische Perspektive schlug Martin Reisigl vor und nahm Kennzeichen populistischer und faschistischer Rhetorik in den Blick. Reisigl betrachtet den Populismus vornehmlich als Kommunikationsform und diskursiven Modus politischer Artikulation. Typisch sei ein verallgemeinerter Repräsentationsan-

spruch, sprachlich oder visuell ausgedrückt durch Synekdochen, womit im Namen des ganzen Volkes – als Nation, Klasse oder politischer Souverän – gesprochen werde, aber nur eine bestimmte Gruppe damit gemeint sei. Allgemeine Merkmale des Populismus, die Reisigl am aktuellen österreichischen Beispiel illustriert, seien unter anderem Misstrauen gegen die Regierenden, Anwendung von Freund-Feind-Schemata, Kollektivappelle und Personalisierung. Damit produziere der Populismus einen basisdemokratischen Schein bei einer antidemokratischen Haltung. Daran schlossen sich, so Reisigl, zehn Prinzipien populistischer Rhetorik an, die mit graduellen Abweichungen teilweise auch von faschistischen Bewegungen vor allem in deren Anfangsphasen benutzt würden. Dazu gehören unter anderem das Prinzip der schwarz-weiß-malerischen Sündenbock-Konstruktion, die Komplexitätsreduktion durch drastische Veranschaulichung und vereinfachende Hypostasierung und Personifikation, pathetische Dramatisierung, kalkulierte Ambivalenz, das Prinzip der Erlösungs- beziehungsweise Befreiungsverheißung und die Froschperspektivierung. Diese würde der Populismus so realisieren, dass ‚die da oben‘ negativ bewertet würden, während im Faschismus, der ja dem ‚Führerprinzip‘ folge, die Wertung ‚oben ist gut‘ vorherrsche.

Den Ähnlichkeiten, Verwobenheiten und Unterschieden zwischen Faschismus und Populismus widmete sich auch *Stefano Cavazza* (Universität Bologna). Cavazza warf einen historischen Blick auf Italien und Deutschland in der Zwischenkriegszeit. Er machte darauf aufmerksam, dass der Aufstieg der faschistischen Bewegungen stärker im Zusammenhang mit der Entwicklung demokratischer und pluralistischer Massengesellschaften analysiert werden müsse. Denn erst in der modernen Massengesellschaft hätten die populistische Agitation und ihr Bezug auf soziale und politische Forderungen wirksam werden können. Die folgende Krise des Staates und die zunehmend schwierige Interessenvermittlung bildeten, so Cavazza,

den Nährboden der populistischen Kommunikation. Populistische Tendenzen seien demnach intrinsische Phänomene der Demokratisierung. Das Spezifische des populistischen Kommunikationsstils im Faschismus macht Cavazza am Beispiel Mussolinis deutlich. Dieser bediente sich einer besonderen populistischen Gestik, die das Volk ins Zentrum der Kommunikation rücken ließ. Hier sei das bäuerliche Leben mit den regionalen Akzenten als besonders tugendhaft angepriesen und zum ‚authentischsten Ausdruck‘ der italienischen Kultur und ‚Rasse‘ verklärt worden. Andererseits bemühte sich Mussolini um die Herstellung einer Einheit der Volksgemeinschaft durch den beständigen Kontakt zwischen Führer und Masse. Als Mittel dazu dienten zum einen Prozeduren wie Volksabstimmungen, die aber keine Willensbekundungen, sondern eine symbolische Verbindung zwischen dem ‚Duce‘ und seinen Untergebenen darstellten, und zum anderen eine Bildsprache, mit der sich Mussolini als Zugehöriger unterschiedlicher Volks- und Berufsgruppen inszeniert habe – etwa als Mechaniker, Feldarbeiter oder Pilot.

Betrachtet man die Ähnlichkeiten zwischen der Sprache des Faschismus und des Populismus, zeichnen sich einige gemeinsame Elemente wie die Konstruktion von kurzen, einfachen Sätzen (Cavazza/Reisigl), metaphorische Wendungen (Cavazza), Freund-Feind-Oppositionen (Cavazza/Reisigl), der Topos des Volks (Reisigl) sowie die direkte diskursive Beziehung zwischen Volk und Führer ab. Zu den Tagungsergebnissen gehören auch theoretisch-methodische Vorschläge wie der minimale Ansatz zum Populismus (Kaltwasser) oder das komplex-graduelle Konzept des Populismus (Diehl). Ferner wurde die Begrifflichkeit der Parteienfamilie für das Phänomen des Rechtspopulismus verworfen (Lewandowsky). Aber zu den methodischen Vorschlägen gehörte auch, den Begriff des Populismus als Lesart von Zerfallssituationen, in denen die Eliten als solche sichtbar werden (Münkler), zu verwenden.

Die Ergebnisse und aufgeworfenen Fragen zu den ‚Facetten des Populismus‘ dürften auch in der Erweiterung des Projekts Wirkung zeigen. Im trilateralen Dialog wird die Bestimmung des Populismus nicht nur im Hinblick auf den Faschismus, sondern auch mit Bezug auf seine Verhältnisse zur Demokratie untersucht. Unter anderem werden sich die WissenschaftlerInnen mit jenen Stellen beschäftigen, in denen die Vermengungen und Unterschiede von Populismus, Faschismus und Demokratie entdeckt werden können. Ein besonderes Augenmerk ist denjenigen Situationen gewidmet, in denen

die Transformationen von Faschismus in Populismus und vice versa stattfinden. Dadurch sucht das Projekt nach Möglichkeiten, sowohl den Begriff des Populismus präziser zu definieren, als auch die Schwachpunkte der Demokratie und ihre Chance besser aufzuspüren.

Literatur

Mudde, Cas, 2004: The Populist Zeitgeist. In: Government and Opposition 39, Heft 4, 541–563.